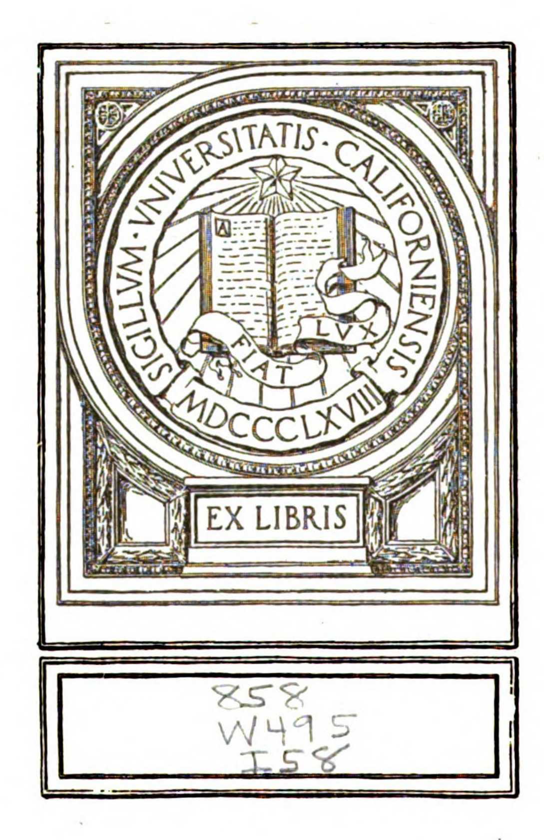

UC-NRLF
$B 607 993


Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google



Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere,

eine Quelle für deutsche Altertumskunde.

Von

Dr. Alfred Inowraclawer.

Lehrer am Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Breslau.



Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königl. Friedrichs-Gymnasiums 1882.

Breslau.

1882. Progr. Nr. 153.

Buchdruckerei von E. Gutsmann.



Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere,

eine Quelle für deutsche Altertumskunde, von Dr. Inowraclawer.

Der Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere nimmt aus mehr als einem Grunde in der mittelhochdeutschen Literatur eine hervorragende Stelle ein, zunächst aus einem literarischen und einem kulturhistorischen. Der literarische Wert ist von den Herausgebern Moritz Haupt, Friedrich Keinz, Franz Pfeiffer und Hans Lambel, der kulturhistorische besonders von Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit hinreichend festgestellt worden, so dass nur bereits Gesagtes sagen könnte, wer sich noch des weiteren in Lobeserhebungen darüber ergehen wollte. Nur so viel mag genügen, dass das Gedicht, wie es Franz Pfeiffer höchst treffend bezeichnet,[1]) die erste wahrhaftige Dorfgeschichte ist d. h. eine Begebenheit aus dem Leben, und zwar aus dem der Bauern des 13. Jahrhunderts, zum Gegenstand der Darstellung hat. Der Verfasser gehört demgemäss in den Kreis der sich mit Vorliebe an's Leben anschliessenden österreichischen Dichter dieser Epoche, wie Nithart, Heinrich v. Melk, Ulrich v. Lichtenstein, der Strickr u. a. Doch unterscheidet es sich von den Dichtungen aller dieser durch seinen anekdotenhaften Charakter, um dessentwillen es mit den Schwänken zusammengestellt werden müsste, wenn es nicht wiederum wegen seines tragischen Ausgangs eine Sonderstellung beanspruchte. —

Das Gedicht ist aber nicht allein ein ergreifendes Zeitbild, sondern auch ein hochinteressantes Kulturgemälde, und als solches hat es für die deutsche Altertumskunde eine Bedeutung, wie kein zweites im ganzen Umkreis der mittelhochdeutschen poetischen Literatur. Da es nun noch keine Monographie giebt, welche die Zusammenfassung der zerstreuten kulturgeschichtlichen Züge unseres Gedichts zu einem Gesamtbilde sich zur Aufgabe macht, so wird der Versuch, der dieses Ziel anstrebt, wohl als keine ganz überflüssige Arbeit erscheinen.

Der Meier Helmbrecht behandelt, um auch den Inhalt ganz kurz anzugeben, die Geschichte eines Bauernsohnes, der, mit seinem Stande unzufrieden, trotz der Bitten seines Vaters jenem treu zu bleiben, unter die Raubritter geht und so lange sein schändliches Handwerk treibt, bis er, vom Arm der Gerechtigkeit ereilt, die Strafe für seine Verbrechen

[1]) cf. Keinz, Einl. V oben.

erleidet. — Die Zeit der Abfassung fällt nach Nitharts Tode 1234, von dem in v. 217 gesprochen wird, und vor den Tod Friedrichs II., auf dessen Kreuzzug vom Jahre 1228 Haupt mit grosser Wahrscheinlichkeit eine spöttische Anspielung in v. 561—66 findet. — Die Sprache ist die bairisch-österreichische, der Schauplatz demnach das südwestliche Deutschland.

Der Dichter führt uns zwei Stände vor, den Bauer und den Ritter, aber nicht den echten, sondern den Raubritter. Die meisten und schönsten Einzelheiten erfahren wir aus dem Leben der Bauern. Hier tritt uns alles so plastisch entgegen, dass wir uns die Dinge konstruieren und die Personen zeichnen könnten. Gerade aber, weil sich das Einzelne so deutlich und kräftig abhebt, wird es schwer, vielleicht gar unmöglich sein, die gesammelten Beobachtungen so darzustellen, dass sie sich insgesamt zu einem organisch gegliederten Ganzen zusammenschliessen. Mit der Ankündigung eines kulturhistorischen Gesamtbildes ist also eigentlich zu viel gesagt, man wird sich mit einer Mosaikarbeit begnügen müssen, zusammengesetzt aus kleinen Skizzen über Lage, Gesinnung und Familienleben der Bauern, ferner über Tracht, über das Leben am Hofe, worunter auch die Burg eines Ritters zu verstehen ist,[1]) über das Treiben der Raubritter, endlich über Orts-, Völker-, Sprachen- und Literaturkunde jener Zeit. Dann kann und muss um so eher auf den so abgegrenzten Feldern der Forderung der Geschlossenheit entsprochen werden:

I. Der süddeutsche Bauer des Mittelalters.

Der Bauer ist entweder Leibeigener seines Gutsherrn oder Meier d. i. Pächter. Die Pacht kann eine zeitige, lebenslängliche oder erbliche sein. Der Gutsherr oder Ritter bezieht von dem verpachteten Grund und Boden ein jährliches Hufegeld (*huobegelt*[2]), das entweder in wirklichem d. h. gemünztem Geld oder in Naturallieferungen bestanden zu haben scheint. Die Erbpacht konnte wohl mit der Zeit zum Eigentumsrecht aufsteigen, sei es, dass die Frist, in welcher das Abhängigkeitsverhältnis ablief, im Pachtkontrakt von vornherein festgesetzt wurde, sei es, dass die lange Dauer des Niessbrauchs die Besitzergreifung von selbst rechtfertigte. Hier haben wir es allem Anschein nach mit dem Repräsentanten der letzteren Gattung zu thun. Wir lernen in unserem Meier Helmbrecht einen sehr wohlhabenden Mann kennen, dessen Vermögensverhältnisse mit denen der mecklenburgschen und holsteinschen Bauern von heute am meisten Ähnlichkeit haben, nur dass da noch zu Gunsten der alten Zeit sich ein bedeutender Überschuss ergiebt. Für die äusserst günstige Lage der Vermögensverhältnisse des damaligen freien Bauers giebt es in unserem Gedicht fast unzählige Zeugnisse: Man denke nur an die reiche Tracht des jungen Helmbrecht,[3]) an die Mitgift, die der Bauer Ruprecht jenem geben will,[4]) an die Belohnung, welche die Nonne für ihre Handarbeit erhält,[5]) an das teuer gekaufte Pferd,[6]) von vielen anderen zu geschweigen, und man wird zugeben müssen, dass diesem Bauernstand gegenüber die Gegenwart nur sehr wenig Ähnliches derselben Art aufzuweisen hat. — Über die Gesinnung des Bauers aus jener Zeit weist unser Gedicht einige sehr belehrende Züge auf: Er ist sehr fromm[7]) und glaubt, dass durch Gottes Macht und Willen Dinge geschehen können, die dem menschlichen Verstande ausser dem Bereich der Möglichkeit zu liegen scheinen.[8]) Das höchste Gut ist ihm die

[1]) cf. 226, 916, 1052, 1715. [2]) cf. 1108. [3]) cf. 32—223. [4]) cf. 282. [5]) cf. 119. [6]) cf. 395—7. [7]) cf. 526, 533. [8]) cf. 1261 ff.



Tugend. Der tugendhafte Mann, der arm und niedrig geboren ist, steht ihm hoch über dem Königssohn.[1]) Gegen die Kirche benimmt er sich ehrerbietig und zollt ihr regelmässig, was ihr gebührt, nämlich den Zehnten, dessen pünktliche Entrichtung er als einen der Vorzüge eines ehrenhaften und wohlhabenden Mannes hinstellt.[2]) Bei seiner treuen Anhänglichkeit an die Kirche aber ist er durchaus kein Pfaffenknecht, der ohne Widerstreben sich jedem Ansinnen eines Kirchendieners fügte und vertrauensselig alles hinnähme, was jener sagt. „Ich gebe dem Pfaffen nur sein bares Recht," heisst die höchst bezeichnende Stelle in unserem Gedicht,[3]) wo erzählt wird, dass der Meier dem wegen seines lateinischen Grusses für einen Pfaffen gehaltenen Sohn keine Herberge gewähren will. Aus dieser Äusserung spricht die schon aufkeimende Opposition gegen pfäffische Anmassung und hierarchische Vergewaltigung, eine Opposition, die erst in der Reformation ihren mächtig wirkenden vollen Ausdruck erhalten sollte. Bei diesem charaktervollen Verhalten gegen die irdische Vertretung des Göttlichen und Heiligen befremdet es allerdings auf den ersten Blick, dass der alte Bauer nicht frei von Aberglauben erscheint, aber bei eingehender Erwägung der allgemeinen und besonderen Verhältnisse kann das der kernigen Figur in unserer Achtung keinen Eintrag thun. Der Aberglaube erstreckt sich nämlich meist auf böse Ahnungen, die ja auch starke Geister trüben können, wenn die Lage der Dinge nach der einfachen Berechnung des Verstandes keinen günstigen Ausgang verspricht. Der Bauer erzählt dem Sohne seine Träume, die das tragische Geschick desselben vorausverkünden, um ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurückzuhalten.[4]) Bei der Schilderung, die der als Raubritter heimgekehrte Sohn von seinen mutigen Spiessgesellen macht, hält ihm der Alte entgegen, dass die Missethäter, vom Schergenbann getroffen, von einem Einzigen überwältigt werden können, und wäre jener auch lahm und ihrer selbst noch so viele und starke.[5]) Aber auch andere Personen, als der Vater, erscheinen dem Aberglauben verfallen. Die Braut empfindet beim Hochzeitsmahle ein plötzliches Grausen, das ihr das nahende Verderben anzeigt;[6]) der Dichter selbst bezieht das hastige Essen der Räuber ebenfalls auf die bevorstehende Katastrophe.[7]) Es muss freilich dahingestellt bleiben, ob diese abergläubischen Anschauungen unter dem Volke verbreitet waren, oder ob sie die Erfindung des Dichters sind, der dieser Züge bedurfte, um dem Leser eine Vorahnung des Ausgangs zu ermöglichen und ihn schon vorher in eine gespannte Stimmung zu versetzen, die bis zur Gipfelung in der Katastrophe selbst stetig wachsen sollte. Der letztere Fall ist der wahrscheinliche, nur dass der Aberglaube vom Schergenbann als wirklich volkstümlich und noch heute in Süddeutschland unter dem Landvolk herrschend bezeugt ist.[8]) Vor den Vertretern der Gerechtigkeit, der Behörde und den exekutiven Dienern ihrer richterlichen Gewalt, hat der Bauer einen grossen Respekt, was schon daraus hervorgeht, dass er sie mit überirdischen Kräften ausgestattet glaubt; dieser Respekt hält ihn aber nicht ab, der höchsten Behörde, dem König, gegenüber auch seine Wichtigkeit zu fühlen und geltend zu machen. Er hält seinen Stand hoch ebenso in sozialem, wie in humanitärem Betracht; er ist sich bewusst, dass von seiner Hände Arbeit alle Geschöpfe ernährt werden.[9]) Ja, selbst der König, so mächtig er sich dünken mag, darf den Bauer nicht geringschätzig behandeln; denn bei keinem Unternehmen kann er dessen Beihilfe an Geld und persönlicher Kraft missen; und wenn es bei seiner Krönung hoch hergeht, so ist

---

[1]) cf. 490 ff. [2]) cf. 255. [3]) v. 780. [4]) cf. 580—634, 436—8. [5]) cf. 1262. [6]) cf. 1575 ff. [7]) cf. 1568—74. [8]) cf. Lambels Anm. zu 1263. [9]) cf. 543—52.

es ebenfalls der Bauer, der das meiste dazu beigetragen hat. Auch die schönen Frauen der Ritter und Fürsten verdanken ihre Kraft und Schönheit, auf die sie so stolz sind, wenigstens mittelbar, dem Fleiss des Bauers. [1])

In Vater und Sohn treten uns die denkbar schärfsten Gegensätze entgegen; es sind die Repräsentanten zweier Generationen, hart nebeneinander gestellt, mit ganz verschiedenen Ansichten vom Leben und ganz entgegengesetzten Ansprüchen an dasselbe. Der Alte ist conservativ und lobt die alten Zeiten, wie das Alter zu thun pflegt. Die Gewohnheit der Vererbung kennzeichnet am offenkundigsten die conservative Gesinnung. Was der Vater war, soll auch der Sohn werden. Dieser soll die Schranken des Standes, innerhalb dessen er geboren ist, nicht durchbrechen. Darum empfiehlt ihn der Bauer seinem Sohne mit allen Mitteln der Ueberredung. Seine Worte klingen wie ein hohes Lied auf den Ackerbau, [2]) das um so ergreifender auf uns wirken muss, wenn wir an die harte Arbeit und die unerschöpfliche Ausdauer denken, die dieser Beruf erfordert. Diese Mühseligkeit des Erwerbes entschuldigt es auch, wenn der Bauer in seiner Ängstlichkeit für die Zukunft alles, was ihm eine glückliche Ernte einbringt, zu Rate hält und mit der Zeit so geizig wird, dass er nur unter ganz besonderen Umständen ohne Widerstreben etwas ausgiebt. [3]) Doch weist unser Gedicht auch Fälle auf, wo der Bauer freigebig erscheint. [4]) Trotz seines Geizes aber ist er bieder und ehrlich; er ermahnt den Sohn, sich lieber mit der einfachsten Nahrung zu begnügen, als dass er sich durch Rauben Leckerbissen verschaffe, und will, so viel derselbe auch dadurch gewinnen mag, mit ihm darin keine Gemeinschaft haben. [5]) — Ganz anders die jüngere Generation. Sie fordert einen verschwenderischen Aufwand in Kleidung wie in Kost [6]) und will die Mittel dazu nicht durch Arbeit, sondern durch Raub und Diebstahl gewinnen. [7]) Sie findet keinen Geschmack an der Arbeit, aber um so mehr an Vornehmthun, Putz und Vergnügungen. [8]) Der Pflug sagt ihr nicht zu; von seiner Berührung werden die Hände schwarz, und mit solchen lässt sich keine vornehme Dame anfassen und zum Tanz führen. [9]) Sie will mühelos das Vermögen anderer geniessen und darum den beschränkten Wirkungskreis, in welchem zur Erlangung eines geringen Gewinnes so viel Geduld und Fleiss gehört, verlassen. [10]) Angelockt und bethört von der glänzenden Aussenseite des Lebens der Vornehmen, mit denen sich ehedem der Bauernstand örtlich weit mehr berührt zu haben scheint, als jetzt, wendet sie sehnsüchtig den Blick nach jener höheren Sphäre, deren Schäden zu erkennen sie zu kurzsichtig ist, und verschliesst den Mahnungen des verständigen Alters, das die Vorzüge des ländlichen Stilllebens preist, Ohr und Herz. [11]) — Wenn uns aber im ganzen das Bild des alten Bauers angenehm berührt, so stösst uns doch ein Zug darin zurück und droht, die Sympathie für ihn erheblich herabzustimmen: Er ist hart und unerbittlich gegen Unglückliche, wenn er sie durch ihre Schuld ins Elend gerathen sieht, und macht darin mit seinem eigenen Kinde keine Ausnahme. [12]) Wiewohl dies als unmenschlich im allgemeinen und unchristlich im besonderen verwerflich genug ist, so wird es dadurch noch viel verwerflicher, dass gegen den Übelthäter, dem es gut geht, von allen Seiten nicht bloss Nachsicht geübt, sondern sogar eine Art Bewunderung gehegt wird. Der alte Meier und die Dorfbewohner wissen sehr wohl, welches Handwerk der ungeratene Bursche treibt, aber da er als schmucker

---

[1]) cf. 553—61. [2]) cf. 520—35, 543—60. [3]) cf. 709. [4]) cf. 710, 118—30, 847, 867—90. [5]) 439 ff. [6]) cf. 156 bis 164, 474—6, 1398—1405. [7]) cf. 364 -84. [8]) cf. 264 ff., 299—325. [9]) 573 ff. [10]) cf. 375—7. [11]) cf. 225—576. [12]) cf. 1713—1822.



Rittersknappe in das elterliche Haus zurückkehrt, so wird er ohne jedes Bedenken auf's freundlichste willkommen geheissen, wie ein aus ruhmvollem Kampfe heimkehrender, mit Ehrenzeichen geschmückter Soldat. Jeder bemüht sicht, der erste zu sein, der den Eltern die Freudenbotschaft von der Rückkehr ihres Sohnes überbringe. Der Vater aber giebt dem Knecht, der allen anderen vorangeeilt ist, einen reichen Botenlohn und lässt sich zuletzt durch die empörendste Unverschämtheit des Ankömmlings nicht verbittern, nur weil er glaubt, dass jener nun zu Hause bleiben wird. Wir hören bei den Schilderungen, die der Räuber den Seinigen am heimatlichen Herd von seinen Schandthaten zum besten giebt, aus dem Munde des sonst so sittenstrengen Vaters kein Wort des Vorwurfs oder des Abscheus; er enthält sich jedes Urteils und bittet den Sohn nur, zu Hause zu bleiben.[1]) Dann aber, als er geblendet und bettelnd an die Thür des Vaterhauses klopft und um das bescheidenste Unterkommen und Mahl bittet, geht der Vater mit ihm erbarmungslos ins Gericht; vom Hof der Eltern verjagt und unter allseitigen grimmigen Zurufen der Bauern schleppt er sich bis zu seinem schmählichen Ende. — Der Bauer und das niedere Volk ist eben zu allen Zeiten Anbeter des Erfolges gewesen. Den Schwachen greifen sie an, den Starken fürchten und fliehen sie. Daher fühlt sich der Bauer trotz seines Wohlstandes dem ärmeren Ritter gegenüber wehrlos und sucht lieber auf gütlichem Wege mit ihm auszukommen, als sich in einen Kampf einzulassen, in dem er leicht Gut und Leben verlieren kann.[2]) Später freilich, als die durch harten Druck gereizten Bauern in blutigen Kämpfen ihre Kraft mit den Vornehmen gemessen hatten, schwand auch ihre Furcht vor den Waffen der Ritter.

Das Verhältnis des Bauers zu seiner Familie scheint ein patriarchalisches gewesen zu sein; er ist ihr alleiniges Oberhaupt, ohne dessen Einwilligung von Rechtswegen innerhalb der Familie nichts geschehen darf, daher denn auch der Sohn zuletzt vom Vater Urlaub begehrt.[3]) Auch scheint der Hausherr während der Zeit, wo er zu Hause war, den Aufenthalt mit den Seinigen nicht geteilt zu haben. Denn sonst würden wir bei der Unterredung zwischen Vater und Sohn auch einmal die Stimme der Mutter hören, die es sich gewiss nicht nehmen liesse, mitzusprechen, wenn sie sich eben in demselben Raum befände. — Rechnet man da noch das *gadem*[4]) d. h. den Bodenraum und das *glet*[5]) (slav. *cleda*) d. h. den Keller hinzu, so hat man den ganzen Bau vor Augen, nämlich ein einstöckiges Haus mit zwei Stuben, von denen die eine Küche und Familienzimmer, die andere das sogenannte gute oder Fremdenzimmer ist. Noch heute findet man in Bauernhäusern regelmässig diese Zweiteilung des Raumes zwischen der Familie und dem Hausherrn. Die Frau scheint eine freie[6]) Stellung eingenommen zu haben, wie dies von jeher bei allen deutschen Stämmen der Fall gewesen ist, aber dem Manne doch mehr untergeben als beigeordnet gewesen zu sein, was schon in der Anrede „Herr Wirt" seinen Ausdruck findet.[7]) Der Sohn steht dem Vater am nächsten, besonders der älteste; er erbt den Namen[8]) und den Grundbesitz oder die Pacht des Vaters.

---

[1]) cf. 905—1048, 1098—1264. [2]) cf. 337—57. [3]) cf. 224 ff. [4]) 833; 837 in Verbindung mit *schrin*. Das Wort bedeutet eigentlich Gemach, Kammer, dann auch hochgelegener Verschlag, in welcher letzteren Bedeutung es unserem „Boden" nahe kommt. [5]) cf. 1847; ursprünglich heisst das Wort Hütte, cf. Lexer s. v. Der Zusammenhang erfordert die Bedeutung von Vorratskammer, Keller; nur bleibt es zweifelhaft, ob *gadem* und *glet* wirklich Ausdrücke für die verschieden gelegenen Räumlichkeiten sind, wie wir annehmen möchten, oder ob es nicht verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe sind. [6]) Als Beleg für die Freiheit der Stellung möge dienen, dass die Weiber nach Belieben mit dem Vermögen des Bauers schalten dürfen, wie es die Belohnung der Nonne und die Ausstattung des jungen Helmbrecht zeigt. cf. 123 ff., 155 ff., 227 ff. [7]) cf. 731. [8]) cf. 24,

Dafür muss er aber bei der Arbeit tüchtig anfassen.[1]) Als Dienstboten werden genannt ein Knecht oder Freimann *(frîman)* und eine Freimagd *(frîwîp)*.[2]) Mit beiden darf der Bauer nicht nach eigenem Willen und Bedürfnis schalten, wie mit seinen eigenen Kindern. Freimann und Freimagd brauchen nur zu gewissen Zeiten für den Bauer zu arbeiten; dafür muss er ihnen ein Häuschen geben und auch im übrigen für ihren Unterhalt sorgen, ein Verhältnis, wie es ungefähr dem zwischen Bauer und Häusler heutzutage entspricht. — Die Arbeit und die Ehe hält der Bauer für die sichersten Bürgschaften der Tugend und Solidität. Darum bittet er den Sohn um zweierlei: zu Hause zu bleiben, um redlich zu arbeiten, und ein Weib zu nehmen,[3]) ganz dieselbe Anschauung, wie sie uns in den römischen Komödien im Munde der Väter, die der tollen Streiche ihrer Söhne überdrüssig sind, oft begegnet. Das Haus ist der Platz für die Arbeit, und diese das bewährteste Schutzmittel gegen Laster, Verbrechen und Unglück. Daher rufen auch die Bauern dem geblendeten Räuber zu (1818):

hâhâ, diep Helmbreht,
hetest du gebouwen alsam ich,
so züge man nu niht blinden dich. —

Die Beschäftigung des Bauers umfasst Ackerbau, Viehzucht und Handel mit den Erzeugnissen aus beiden, der aber im Mittelalter allem Anschein nach sehr gering gewesen ist und meist in Tauschhandel bestanden hat, wie der Pferdekauf[4]) und die durch das äusserst bezeichnende kulturhistorisch wichtige Wort *Küchenspîse*[5]) angedeutete Ablohnung in Naturalien beweist. Geld kennt der Bauer noch wenig, obgleich Münzen schon vorhanden sind; so wird das Pfund[6]) erwähnt, der Kreuzer[7]) und der Pfennig.[8]) Ihr Wert lässt sich aber aus den bezüglichen Stellen leider nicht ermitteln, und jeder Versuch dazu, bei dem doch die Parallele mit modernen Verhältnissen eine grosse Rolle spielen würde, muss auf einen Zirkelschluss hinauslaufen. Ja, wenn uns nur der Wert eines guten Pferdes oder Rindes in Pfunden angegeben wäre, so könnten wir den der anderen Gegenstände mit ziemlicher Genauigkeit auf unsere Wertbestimmungen bringen, und die vorgefundenen Angaben würden uns die wertvollsten Anhaltspunkte für die Schätzung der Dinge aus jenen Zeiten bieten. — Das Vermögen des Bauers bestand eben nicht in Geld, sondern in seinem Boden und Viehstand; doch ist auch anzunehmen, dass er Geld oder Kostbarkeiten besessen habe; denn einerseits wird von einer Käse- und Eierzufuhr,[9]) die der Bauer nach den Ritterhöfen vermittelt, gesprochen, und auf welche andere Weise wollte der Ritter bezahlen als durch Geld? Anderseits werden eiserne Schränkchen, *îsenhalt*, erwähnt, deren die Bauern gehabt haben sollen, und die ein ganz besonders beliebtes Direktionsobject für die Manöver der „tapferen“ Raubritter bilden.[10])

Die Viehzucht steht in gleich hoher Blüte wie der Ackerbau; in der Liebe zum Vieh steht der süddeutsche Bauer, wie er uns in unserem Gedichte wenigstens entgegentritt, dem Megarenser des Altertums sehr nah; wenn ihm ein Kalb stirbt, betrübt er sich ebenso, wie über den Tod eines Kindes.[11]) Der Ochse ist im Mittelalter noch mehr, als heute, der Haus- und Arbeitsgenosse des Bauers; er pflügt mit ihm den Acker, spannt ihn vor den Wagen und verwendet ihn überall da, wo heutzutage das Pferd verwendet wird. Dieses

---

[1]) cf. 247 ff. [2]) cf. 709, 711, 743, 1080, 1088. [3]) cf. 359—60. [4]) cf. 390—97. [5]) cf. 119. Das Wort bedeutet seiner Zusammensetzung nach Küchenspeise d. h. Vorrat für die Küche und ist später, wo man an den der Zusammensetzung gemässen Sinn nur noch wenig gedacht hat, zur Bezeichnung für Belohnung überhaupt geworden. [6]) cfr. 399. [7]) cf. 1334. [8]) cf. 355; hier in metaphorischem Sinne. [9]) cf. 913. [10]) 1205 ff. [11]) cf. 704—5.

kennt der Bauer jener Zeit fast gar nicht, so weit es sich um seinen Haushalt handelt, und dann auch nur in der Eigenschaft des Reitpferdes. [1]) Reiten ist aber nicht Sache des Bauers, sondern des Ritters und Vornehmen, auch des Pfaffen. [2]) Daher versteht er sich auch nicht auf den Pferdehandel, und wenn er sich in einen solchen einlässt, wird er gründlich übers Ohr gehauen. So zahlt unser Meier für einen Hengst, den er dem Sohne kauft, einen um mehr als das doppelte zu hohen Preis, und wenn wir auch diesen wegen der schon erwähnten Unkenntnis des Wertes von einem Pfund nach unserem Gelde nicht ermitteln können, so geht doch so viel aus der Stelle hervor, dass die Pferde in ungleich höherem Werte standen, als die Rinder, und als sie verhältnismässig heute stehen. [3]) -- Die Pflugochsen bilden für den Bauer einen Gegenstand der zärtlichsten Aufmerksamkeit, daher er ihnen, wie Kindern, Namen giebt. [4])

In wieweit die Frauen sich am Ackerbau und an der Viehzucht beteiligt haben, lässt sich aus unserem Gedicht nicht mit Sicherheit feststellen, da man an der Stelle, wo von den Arbeiten der Frau die Rede ist, nicht recht trauen kann, ob nicht der Bruder der Schwester gegenüber dieselben grösser und schlimmer darstellt, als sie sind, nur um sie das Leben an der Seite eines Bauern in einem recht ungünstigen Lichte sehen zu lassen. Da heisst es: Sie muss den Flachs brechen, schwingen und schlagen und ausserdem noch Rüben graben. [5]) Es wird ihnen wohl mehr die Führung der Wirtschaft im Hause, als die Teilnahme an der Feldarbeit zugefallen sein, so namentlich die Zubereitung der Speisen und das Aufschlagen des Nachtlagers. [6]) Von Handarbeiten scheinen sie nur das Weben verstanden zu haben [7]) und sonst nichts; bei der Schilderung der Haubenstickereien und der Kleidungsstücke wenigstens wird von einer Beihilfe der Mutter oder Schwester Helmbrechts bei deren Anfertigung nichts gesagt. [8]) Im übrigen ist unser Dichter auf die Frauenwelt gar nicht gut zu sprechen. Er tadelt an ihnen Unbeständigkeit und Leichtfertigkeit der Gesinnung, dass sie keine Treue in der Ehe, keinen Ernst in der Erfüllung eines Gelübdes, kein Pflichtgefühl den Eltern gegenüber, keine Überlegung vor einem wichtigen Schritt und keinen Mut in Gefahren kennen. [9]) Doch ist er ein zu feiner Psycholog und Charaktermaler, um bei seiner Eingenommenheit gegen sie einen specifisch weiblichen Zug nicht zur Geltung kommen zu lassen, der wohl geeignet ist, mit Schwächen und Fehlern auszusöhnen, das ist der des Mitleids, das keinen Unterschied macht zwischen Gerechten und Ungerechten, sondern nur das Elend sieht und helfen will. Während der Vater den unglücklichen Sohn mit zwar erzwungener, aber doch unbeugsamer Härte vom Hofe treibt, giebt ihm die Mutter heimlich, weil sie ihrer Stellung gemäss gegen den Hausherrn doch keinen offenen Widerspruch wagt, mit blutendem Herzen noch ein Brot auf den Weg. [10]) — Die jüngere Generation kommt freilich auch hier weit schlechter weg, als die ältere. Denn wenn Sohn und Tochter die Mutter der Buhlschaft mit fremden Rittern verdächtig machen, so möchte man diese Beschuldigung weit eher auf Rechnung einer augenblicklichen Erregtheit und des Bestrebens, in einer edlen Abkunft ihren Anspruch auf Höheres zu begründen, als auf die einer wirklich gemachten Wahrnehmung schreiben, die um so weniger Wahrscheinlichkeit hat, als die Ankläger selbst

---

[1]) cf. 234 ff., besonders 240. [2]) cf. 742. [3]) cf. 390—402, besonders 399—402. [4]) cf. 816—32. [5]) cf. 1359—60. [6]) cf. 844 ff. [7]) cf. 131—8; doch ist es ungewiss, ob Gotelinde die Leinwand selbst gewebt hat, oder bloss als ihr Eigentum dem Bruder übergiebt. [8]) cf. 15—223. [9]) cf. 1376—7, 1384—91, 109—116, 1425—30, 1576—1606. [10]) cf. 1775—8, 1812—14.



für die Zeit derselben ein Alter angeben, wo das Talent für dergleichen Beobachtungen entweder noch gar nicht oder nur äusserst schwach entwickelt sein kann.[1]) Jeglichenfalls offenbart sich in dieser Verdächtigung eine hochgradige Rohheit und Impietät gegen die Eltern, die man der Tochter gemäss der ganzen Anlage des weiblichen Charakters weit schwerer anrechnen muss als dem Sohne. Überhaupt ist das „ewig Weibliche" unserer Bauerndirne ein Buch mit sieben Siegeln, und was wir von ihr hören, bildet die denkbar schlechteste Empfehlung für ihr Geschlecht und ihre Zeit. Sie spricht vor dem Bruder von den verfänglichsten Dingen mit einer Offenheit, wie sie kaum verehelichte Frauen in vertraulichem Gespräch sich erlauben, und macht aus ihrer übergrossen Lust und Eile, in den Stand der Ehe zu treten, gar kein Hehl.[2]) Auch sonst sind die Frauen in ihren Ansprüchen an das Leben gerade nicht blöde, wie die vv. 1398—1403 zeigen, die, wenn auch in metaphorischem Sinne zu fassen, doch bezeichnend genug sind. Auch die Geschenke, die der junge Helmbrecht bei seiner Heimkehr mitbringt, belehren uns, dass die Weiber der damaligen Zeit bei weitem nicht so genügsam sind, wie die Männer. Dem Vater, der ganz in der Landwirtschaft aufgeht und weder auf Staat noch Leckerbissen Wert legt, verehrt der Sohn eine scharfe Sense mit einem Wetzstein, ferner einen Kumpf, d. i. ein wasserdichtes, kleines, wahrscheinlich hölzernes Gefäss,[3]) worin die Mäher beständig den Wetzstein tragen, um ihn nass zu erhalten, widrigenfalls sie die Sense damit nicht ordentlich dengeln können; der vierte Gegenstand ist ein gutes Beil, der fünfte eine Hacke. Dem Knecht schenkt er ein Paar Schuhe mit Riemen. Die Frauenzimmer dagegen hat er teils mit wertvollen Stoffen und Kleidungsstücken, teils mit Putz und Tand bedacht.[4])

Der alte Bauer lebt höchst einfach und ist ebenso anspruchslos in der Ausstattung seiner Wohnung und seines Äusseren, wie in der Befriedigung seines Magens. So weit unser Gedicht dafür Anhaltspunkte bietet, fasst das Bauernhaus folgendes Mobiliar: Einen Tisch, der besonders als Schauplatz der Mahlzeit erwähnt wird; ob Stühle zum Sitzen gedient haben, lässt sich nicht nachweisen, wahrscheinlich haben sie auf Bänken gesessen, wie aus v. 1617 hervorgeht, wo erzählt wird, dass die beim Hochzeitsschmause ertappten Räuber vor dem Schergen sich unter die Bank verkriechen. Der Stuhl kommt hier nur in der Zusammensetzung „Brautstuhl" (*brintestuol* 1469) vor. Als Aufbewahrungsort für Kleider wird *valde*[5]) genannt, vermutlich Kommode, Schrank oder Koffer, letzteres am wahrscheinlichsten. Betten haben die Bauern jener Zeit auch, und wie es scheint, in gutem Zustande;[6]) wie aber das Bett eingerichtet gewesen, ist schwer zu sagen. Nur so viel ergiebt sich aus unserer Erzählung, dass sie Unterbett, von ihnen Polster genannt, und Kissen kennen, dass ihnen aber die Einrichtung des Bettlakens fremd ist, wofür sie in besonderen Fällen ein reines Hemd über Polster und Kissen decken.[7]) Ein Oberbett scheinen sie als zum Bett gehörig nicht

---

[1]) cf. 1375 und 1388. [2]) cf. 1396—1430, 1524 ff. [3]) Am Rhein ist das Wort noch jetzt im Gebrauch und bedeutet Schüsselchen. Besonders heissen so die kleinen, ziemlich tiefen, länglichen Teller aus Porzellan oder Thon, gewöhnlich „Kümpfchen" genannt. [4]) cf. 1049—90. [5]) cf. 165. Das Wort heisst *valte* oder *valde* und wird stark und schwach dekliniert, z. B. *dô wart ûz der valde vil richer kleider genommen*, Nib. 262,4, und *besît in einer valden wart er gewar einer tür*, aus dem Passional her. von Köpke, 235,86. Das Wort bedeutet Falte, Windung, Winkel, dann Umschlagetuch, worein etwas gefaltet wird, oder das man über etwas zusammenfaltet, und diese Procedur passt auf den Koffer am besten, weil man ihn auf- und zuklappt; er ist gleichsam ein hölzernes Umschlagetuch. [6]) cf. 854. *ein Küsse weich* spricht für Flaumfedern als Inhalt; 1856. [7]) cf. 1043 ff.

betrachtet zu haben, vielleicht deswegen, weil sie im Winter auf dem warmen Ofen schlafen [1]), der wohl die Form eines Backofens gehabt und ihnen soviel Wärme mitgeteilt hat, dass sie die Bedeckung entbehren konnten. Die Bettstelle ist daher ein überflüssiger und wohl unbekannter Hausrat. In der Einrichtung der Wohnräume scheint zwischen reich und arm kein grosser Unterschied gewesen zu sein.

Anders verhält es sich mit der Kost: Der Ärmeren Nahrung besteht in Brot, das aus einem Gemisch von Roggen- und Hafermehl gebacken ist, und Haferbrei, der, in der dortigen Gegend unter dem Namen „Giselitze“ bekannt, wahrscheinlich aus Haferschrot, Milch und Zucker zubereitet wird. [2]) Die ganz Armen nähren sich meist vom „Koch oder *Kô*“, das ist ein Mehl- oder Obstbrei, den sie mit Wasser anrühren; dieses Gericht gilt als das Merkmal der äussersten Dürftigkeit. [3]) Die Reichen essen Weissbrot oder Semmel und anderes Gebäck, z. B. Klamiere, das, unserem „Kröpfchen“ ähnlich, in zwei Semmelschnitten mit einem dazwischen eingelegten Füllsel aus Fleisch, Käse oder Obstmus besteht und damals in Österreich heimisch gewesen ist. [4]) Die Lieblingsspeise aber ist Fleisch. [5]) Der Bauer hat einen guten Magen, dessen Leistungsfähigkeit besonders an Feiertagen und bei festlichen Anlässen im hellsten Lichte erscheint. Glänzende Proben des Heldentums von der Schüssel führt uns der Dichter bei der Schilderung des Ankunftsmahles vor, das dem heimgekehrten Sohne zu Ehren veranstaltet wird, [6]) und später bei der Hochzeit nicht minder. [7]) Den Reigen der Gerichte eröffnet bei jenem das Gemüse unter dem Namen „Kraut“, wahrscheinlich Kohl, der noch jetzt in der mannigfaltigsten Zubereitung einen Hauptbestandteil der Mahlzeit des Bauers bildet. Unsere Suppe, die Ouverture jeder ordentlichen Mahlzeit bei hoch und niedrig, scheint ein Kulturmoment zu sein, das sich auf das Landvolk, sowohl auf das jener Zeit als das heutige, nicht erstreckt. Den Zusatz zum Kraut bildet ein gutes, halb fettes, halb mageres Stück Fleisch, das im Gemüse mitgekocht wird. Eine Art Mittelgericht ist der Käse, der bei uns nur zum Nachtisch verabreicht wird. Die Art und Weise aber, wie man ihn verzehrt hat, scheint von der unsrigen ganz verschieden zu sein, indem man ihn allem Anschein nach ohne Brot und Butter gegessen hat. Befremdlich ist es, dass die Butter gar nicht erwähnt wird, und gerade hier wäre doch die beste Gelegenheit dazu gewesen; denn so eingehend wird wohl nirgends in einem mittelhochdeutschen Gedicht eine Mahlzeit geschildert. Daraus darf man wohl schliessen, dass das Mittelalter sie gemeinhin nicht gekannt hat, und wirklich weist das mittelhochdeutsche Lexikon im ganzen nur wenig, aus den bekannteren mittelhochdeutschen Gedichten gar keine Stellen nach, wo sie genannt wird, [8]) während sie doch im Haushalt des Abraham, wie Genesis c. 18 v. 8 zeigt, schon vorkommt. Der Bauer schätzt, wie schon gesagt, von allen Nahrungsmitteln am höchsten das Fleisch, aber weit über Rind-, Schaf- und Schweinefleisch geht ihm das Geflügel; ein gebratenes oder gesottenes Huhn, ebenso ein Gänsebraten gelten ihm als Delikatessen; dem Ritter ist dieser letztere freilich nur als Vorrat auf der Jagd willkommen, aber keineswegs auf der Tafel, wo er Wildbret bei weitem vorzieht. [9]) In alter Zeit wurde das Fleisch und namentlich Geflügel nur am Spiess gebraten, [10]) doch wird in unserem Gedicht auch die Pfanne genannt, [11]) in der sowohl gebraten wie gesotten wurde. Als höchste Delikatesse aber betrachtet der Bauer die Fische, was nur daraus zu erklären ist, dass sie in Süddeutschland und überall

[1]) cf. 856. [2]) cf. 461 und 479. [3]) cf. 1241. [4]) cf. 445 ff. [5]) cf. 475 ff. [6]) cf. 867—90. [7]) 1552—66. [8]) cf. Lexer, Bd. I. S. 402 s. v. [9]) cf. 451, 456, 475, 875—88. [10]) cf. 874. [11]) cf. 1398.

in Binnenländern selten und teuer sind. Das Essen von Fischen hält der Bauer für das Kennzeichen des grössten Reichtums und Überflusses.[1]) Auch den Genuss von Wein scheint sich damals der Bauer bei Tische und vielleicht auch sonst nicht gestattet zu haben. — Der Takt, mit dem er sich bei der Mahlzeit benimmt, beweist, dass er kein roher Naturmensch mehr ist, sondern mit bewusstem Anstandsgefühl schon eine gewisse Etikette befolgt, und wie auch die Beantwortung der Frage, ob jene eine in dem Stande selbst erwachsene oder aus der höfischen Gesellschaft herübergenommene ist, ausfallen mag, die Entscheidung schränkt das Lob der alten Zeit nicht ein. Vor Tische werden die Hände gewaschen,[2]) eine Sitte, die wahrscheinlich das Bedürfnis eingeführt und die Gewohnheit mit der Zeit geheiligt hat. Daher gehört sie zu denjenigen Sitten, denen man es auf den ersten Blick ansieht, dass sie dem Bauer ursprünglich eigen sind. Andere aber, die in unserem Gedicht als unter den Bauern heimisch erwähnt werden, erkennt man ebenso leicht als ursprünglich höfische: Es ist nämlich verpönt, sich beim Essen den Gürtel zurückzuschnallen,[3]) wenn man sich voll gegessen hat und durch die nunmehrige Engigkeit der Spanne belästigt wird. Ein ähnliches Vergehen gegen die Tischetikette ist es, in das Bier hineinzublasen, so dass der Schaum über den Becher läuft.[4]) Von beiden spricht Tannhausen in seiner Hofzucht V, 125—8 und 85; vgl. Haupts Zeitschr. 6, 492 u. 491. — Noch mehr kann man den Einfluss höfischer Sitte beim Tanze erkennen. Die Bauerntänze, die sich aus uralter Zeit noch erhalten haben, ebenso manche Eigentümlichkeiten beim Tanz im Verkehr beider Geschlechter, waren ursprünglich ganz sicher höfische Gepflogenheiten: Die Paare fassen sich an der Hand, während sie heute, bei Rundtänzen wenigstens, sich umschlingen. Nicht bloss Ausdrücke wie *tanzen an frowen hand*,[5]) sondern auch auf alten Stickereien überlieferte Tanzstellungen bezeugen diese Sitte und ihren urdeutschen Charakter. Trotzdem aber erinnern sie gleichzeitig an eine Tour der heutigen Française, das sogenannte *traverser*, wo bald eine Dame von zwei Herren, bald zwei Damen von einem Herrn geführt werden.[6])

Will man den Charakter des Bauers studieren, so thut man am besten, ihn zu Hause und bei der Arbeit zu beobachten, beim Tanze aber ist die passendste Gelegenheit, sein Äusseres kennen zu lernen und ganz vorzugsweise seine Tracht. Hier präsentieren sich beide Geschlechter in der normalsten äusseren Verfassung d. h. der Sitte und Mode gemäss, während zu Hause und auf dem Felde die Kleidung als etwas decorativ wenigstens in der That Überflüssiges sich höchstens nach der Witterung richtet. Es mögen nun im Zusammenhange mit der Überlieferung des Gedichts, das uns in diesem Punkte aufs freigebigste bedacht hat, die einzelnen Bestandteile der Bauerntracht ins Auge gefasst werden. Das wichtigste und interessanteste Stück ist unstreitig die Haube des jungen Helmbrecht: Mit einer Schnur, die hinter beiden Ohren weg das lange Haar, das als grosse Zierde gilt,[7]) zusammenfasst, wird sie am Kopfe befestigt.[8]) Ferner ist sie mit den schönsten Stickereien verziert, die Vögel sowie Scenen aus bekannten Sagenkreisen und aus dem Volksleben darstellen.[9]) Ob nun auf der Haube, die unser Dichter selbst gesehen haben will, sich auch wirklich alles, was er aufzählt, befunden hat, muss trotz seiner wiederholten Versicherung, dass er alles der Wahrheit gemäss

---

[1]) cf. 462, 783; vgl. hierzu Keinz' Ausg. S. 75 Anm. zu 783, eine doppelte Erklärung der Redensart: *haet ich dann alle vische*. In den Zusammenhang passt offenbar nur die erste vollkommen, die zweite erscheint weit hergeholt; 1606. [2]) cf. 861; 1152 metaphorisch. [3]) cf. 1152—3; 1120—1. [4]) cf. 1166—7. [5]) cf. 576. [6]) cf. 94—102. [7]) cf. 271 ff. [8]) cf. 10 ff., 73—5. [9]) cf. 35—103.

berichte,[1]) stark in Zweifel gezogen werden, schon aus dem Grunde, weil der Platz nicht ausreichen würde. Auf dem Rande sind mancherlei Vögel gestickt, dann kommen drei grosse Sagenkreise in ihren Hauptzügen und endlich noch ein Tanz mit einer grossen Anzahl Figuren — credat Indaeus Apella! Wernher hat diese Stickereien vielleicht einzeln auf Teppichen und Gewändern gesehen und überträgt sie nun alle auf die Haube allein, um für sie beim Leser den höchsten Grad der Bewunderung zu erregen, wie man ja auch in schriftlicher und mündlicher Darstellung Züge von mehreren Personen auf eine einzige vereinigt, um diese zu einer um so anziehenderen Erscheinung zu machen. Jeglichenfalls aber haben wir allen Grund, dem Dichter für die Schilderung der Haube, so wie er sie bietet, dankbar zu sein, da sie uns, wie kein anderes Stück aus dem deutschen Altertum, von den wissenswertesten Dingen Kunde verschafft. — Wie die Kopfbedeckung der Weiber beschaffen gewesen ist, darüber giebt unser Gedicht keinen hinreichenden Aufschlusz. Überhaupt würdigt der Dichter die männliche Kleidung einer weit grösseren Ausführlichkeit in der Beschreibung, als die weibliche, was freilich der ganzen Anlage und dem Zwecke der Erzählung völlig entspricht. — Den Hals bedeckt das Golier oder Koller, ein Kragen,[2]) der bis an die Schultern reicht. Das Hauptkleidungsstück ist der Wams, in unserem Gedicht *warkus* genannt.[3]) Dieser Warkus erscheint reich mit Knöpfen besetzt, die schon im Mittelalter nicht bloss dem Bedürfnis, sondern auch zur Zierat dienen. Die Knöpfe nun zeigen mannigfaltige Formen und Farben: Wir sehen hier den Wams nach hinten mit einer Reihe goldener, von vorn mit silbernen Knöpfen besetzt, die beide nur Zierat sind, während zum Zuknöpfen solche von Krystall dienen; doch erscheinen diese in allen möglichen Farben: gelb, blau, grün, braun, rot, weiss und schwarz, offenbar zum blossen Schmuck angebracht. Unter Krystall (Kristalle[4]) kann hier ein Edelstein gemeint sein, ungefähr wie unser Agat, wahrscheinlich aber ist es Glas; wenigstens spricht die Verschiedenheit der Farben dafür. Etwas der Neuzeit ganz Fremdes sind die kleinen Schellen, welche die jungen Bauern jener Zeit an den Armen tragen, ringsherum, wo die Naht zwischen Ärmel und Mieder sitzt,[5]) so dass das Läuten derselben beim Tanzen ein gewisses gleichtaktiges Accompagnement zu der Musik der Fideln bildet und so unseren „Triangel" ersetzt.[6]) Der Wams nun, der mit solchen Zieraten überladen ist, besteht aus blauem Tuch. Die blauen Tuchröcke sind noch heute unter dem Landvolk vieler Gegenden stark vertreten; bei den Vornehmen dagegen scheint die blaue Farbe in der ganzen Zeit, der unser Gedicht angehört, verpönt oder mindestens nicht in der Mode gewesen zu sein. Wenigstens findet man sie auf keinem einzigen Bilde der Weingarter Handschrift, und diese Bilder stellen eben sämtlich Personen aus der höheren Gesellschaft, nämlich die Dichter des Mittelalters dar. — Im Winter trägt der Bauer jener Zeit, wie auch

[1]) cf. 7—9, 30, 31, 60, 74, 89. [2]) Das Wort „Kragen" selbst bedeutete ehedem nicht die Halsbekleidung, sondern „Hals" und hat sich in der ursprünglichen Bedeutung noch in Zusammensetzungen und Redensarten erhalten, wie Hirschkragen, Kopf und Kragen, „es geht ihm an den Kragen". Der junge Helmbrecht sagt: Die Säcke sollen meinen Kragen nicht reiten. [3]) Das Wort ist aus gardacorsium, frz. gardecorps, entstanden und mit unserem „Leibrock" gleichbedeutend. Aus diesem Kleidungsstück ist nach Entfernung der seit dem Aufkommen des Rockes überflüssigen Ärmel unsere „Weste" hervorgegangen. [4]) cf. 194. Das Wort heisst *Kristalle* und *Kristal.* cf. Lexer s. v. [5]) cf. 211—16. [6]) Die Mode des Schellentragens scheint im Mittelalter ebenso von den Edlen, wie vom Landvolk angenommen gewesen zu sein. Wenigstens erzählt Ulrich von Lichtenstein von einem Ritter, der Schellen trägt. Später verblieb sie noch als Attribut den ländlichen Hochzeitladern (vgl. Erzählungen aus den oberbairischen Bergen von Herman von Schmid), den Hofnarren und den Bajazzos der Possen- und Fastnachtsspiele.

heute überall, entweder statt des Wamses oder über demselben einen Pelz, wahrscheinlich Schafpelz, das wird wohl unter dem „*Kunder, daz ûf dem felde izzet gras*", v. 144—5, gemeint sein. Wie sehr aber das damalige Landvolk auch hierin an das Gute gewöhnt ist, beweist der Fuchspelz, den der Sohn der Mutter mitbringt.[1]) Von Kleidungstücken wird ferner erwähnt die Hose[2]) und die *bruoch*,[3]) welche letztere der Bauer dem Knecht als Botenlohn schenkt, wahrscheinlich eine Hüftenhose d. h. eine solche, die nur bis an die Kniee reicht. Einen grossen Vorzug der Hosen muss der Bauer in breiten Taschen gefunden haben, die sich besonders zur Aufbewahrung von grossen Messern, seinen steten Begleitern, eignen, worauf sich die Stelle „*gnippen unde taschen breit*" bezieht.[4]) Als Hosenträger werden die hier genannten *spargolzen* von Birlinger „Germania" B. 18 S. 111 gedeutet.[5]) Keinz, dem sich Lambel anschliesst, erklärt *spargolzen* als Gurt zur Aufbewahrung des Geldes, der im Innern der Hose am Latz angebracht ist, so dass ihn niemand sehen kann; er wird mit einem Holzpflöckchen geschlossen und entspricht unserer „Geldkatze". Birlinger's Erklärung passt insofern besser, als bekanntermassen in Baiern und Tirol die Bauern noch heute mit gestickten oder buntfarbigen Hosenträgern, die ganz frei über dem Hemd getragen werden, viel Staat machen. — Für Hemd bietet das Gedicht zwei Ausdrücke: *hemede* und *pheit;*[6]) *hemede* ist wohl die Bezeichnung für das Mannshemd, *pheit* die für das Frauenhemd. Sonst sind von Dingen, die die Tracht angehen, noch erwähnt: Leinwand, Schleier, gelber und brauner Kleiderstoff, scharlachroter Wollenstoff, buntes Pelzwerk zum Futter für feine Kleider und Zobelpelz.[7]) — Die Fussbekleidung der Männer und Frauen ist der Schuh, für Ärmere aus grobem,[8]) für Vornehme und Reiche aus feinem Leder, dem sogenannten Corduan,[9]) das wohl daher seinen Namen hat, dass die Kenntnis der Behandlung des feinen Leders aus Cordova stammt.

Auf die Betrachtung nun, wie es beim süddeutschen Bauer des Mittelalters mit der Pflege und äusseren Ausstattung des Leibes bestellt gewesen, möge diejenige folgen, in wie weit er uns auch geistig gepflegt und ausgestattet in unserem Gedicht entgegentritt: Im allgemeinen darf man sich ihn nicht so ungebildet vorstellen, wie den heutigen Bauer. Sie hatten in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo ein reges geistiges Leben herrschte, ein höheres Interesse für dichterische Hervorbringungen und, wie es scheint, eine grössere Kenntnis von denselben, als wir zu glauben geneigt sind, da wir von dem Bildungsstande der heutigen Bauern auf jene zu ihren Ungunsten Rückschlüsse zu machen pflegen. Ihre Kenntnisse beschreiben allerdings nur einen sehr kleinen Kreis, aber es ist doch wenigstens etwas: Ihre Völkerkunde umfasst die Böhmen *(Bêheim)*, Wenden *(Wint)*, Welschen *(Walch)*, Sachsen *(Sahse)*, Friesen *(Brâbant)* und Russen *(Rûz)*.[10]) Die Sachsen gelten ihnen als roh und wild;[11]) ob jenen nun die Kriege mit Karl dem Grossen diese ungünstige Meinung der anderen Stämme über ihre Gemütsart eingetragen, oder ob sie der Geringschätzung zuzuschreiben ist, mit welcher die zivilisirten Süddeutschen von den damals von der Kultur noch

[1]) cf. 1067 ff. [2]) cf. 321. [3]) 710. [4]) 153. [5]) Birlinger erinnert an das ital. calzôni, auf welches Schmeller aufmerksam gemacht, und vermutet, dass die Wurzel *spar*, gleich dem ital. tira, ziehen, halten bedeute, so dass *spargolzen*, ital. tiracalzôni, Dinge sein würden, welche Beinkleider anziehen oder halten, wobei man zunächst an Hosenträger denkt. Nach einer Glosse aber in einem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Glossar, das in einem Kloster bei Ulm aufgefunden wurde, müssten *spargolzen* „Schuhe" bedeuten. [6]) cf. 710 und 1337; 677. [7]) cf. 1332—49. [8]) cf. 1081—4. [9]) cf. 321. [10]) cf. 734—5, 745—6; v. 1809 spricht der Vater den blinden Sohn mit *ungetriuwer Rûz* an, ein Zeichen, dass schon damals die Russen in Deutschland nicht im besten Rufe gestanden haben. [11]) cf. 422—3.



wenig beleckten Norddeutschen dachten, ist schwer zu entscheiden. — Viel dürftiger noch steht es um das Material der Ortskunde, das sich, abgesehen von den Sitzen der erwähnten Völker, aus unserem Buche schöpfen lässt: Einige den Schauplatz der Geschichte bezeichnende Namen der Umgegend abgerechnet, über welche Keinz in der Einleitung zu seiner Ausgabe ausführlich gehandelt hat,[1]) finden wir erwähnt den Spessart *(Spehthart)*,[2]) eigentlich Spechteshart d. i. Spechtswald, wobei wir nicht einmal gewiss sind, ob wir es nicht mit einem Appellativum zu thun haben; dann noch Rom und Österreich. Die geographisch sein sollende Bezeichnung *Nônarre Narrîe* ist wohl nichts weiter, als eine schelmische Mystifikation des Alten seitens des übermütigen, zum Lügen und Aufschneiden aufgelegten Sohnes, und erinnert lebhaft an die viel spätere geographische Fiktion Narragonien im Narrenschiff des Sebastian Brant. — Von fremden Sprachen ist am meisten aufgenommen aus dem Böhmischen, weil Böhmen ja auch dem Schauplatz der Erzählung von fremden Ländern am nächsten liegt. Wir finden in unserem Gedicht drei böhmische Ausdrücke: dobraytrâ,[3]) eigentlich dobré jitre, polnisch dobre jutro d. h. guten Morgen; doch gebraucht man im Polnischen jutro nur in dem Sinne des lateinischen cras. Die Bedeutung dieses Grusses wird der Grüssende entweder selbst nicht verstanden haben, da er ja am Abend kommt, oder der Gruss wird für alle Tageszeiten gegolten haben. — Das andere Wort ist gîselitze[4]) d. h. Haferbrei, das dritte glet,[5]) entstanden aus cleda, so viel wie Keller. Die zweite Sprache, von der einiges in unserem Gedicht enthalten ist, und die derjenigen des Gedichtes, wenn auch nicht örtlich, so doch lautlich weit näher steht, als das Böhmische, ist das Niederdeutsche oder Flämische.[6]) — Sodann war ihnen der französische Gruss deu sal = dieu (vous) sauve ebenso geläufig, wie uns bon jour. Endlich sind sie auch im Lateinischen (in der latîn) nicht ganz unwissend; sie wissen doch wenigstens, was latein ist, wenn sie auch kein Wort richtig sprechen, wie der Gruss gratia vester beweist.[7]) — Von Gedichten kennen sie dem Anschein nach den trojanischen Krieg, sei es durch das Werk Herborts v. Fritzlar oder Rudolfs v. Ems (dasjenige Konrads v. Würzburg ist jünger als der Meier Helmbrecht) oder durch Eneit von Heinrich v. Veldecke; dann das Rolandslied vom Pfaffen Konrad, die Ravenschlacht, den Herzog Ernst und wohl noch andere; denn hier haben wir es wohl nur mit den Repräsentanten ganzer Gattungen zu thun, nämlich von epischen Gedichten, deren Stoffe aus der antiken, mittelalterlich romanischen und mittelalterlich germanischen Welt genommen sind. Diese Gedichte nun müssen eine sehr weite Verbreitung gehabt haben, da man in Stickereien, wenn ihr Anblick erfreuen und fesseln soll, nur allgemein Bekanntes darstellen darf. Die stummen Figuren würden ganz wert- und wirkungslos sein, wenn nicht die allgemeinste Kenntnis der Situationen einen jedem auf den ersten Blick das Verständnis ermöglichte.[8])

So viel vom geistigen Leben des süddeutschen Bauers jener Zeit. Ob nun das Urteil über seinen Bildungsgrad gerecht oder optimistisch ist, darüber lässt sich streiten, weit über die Vermutung wird man schwerlich hinauskommen. Überhaupt ist es in unserem Gedicht,

---

[1]) cf. X—XIII. [2]) cf. 37. [3]) cf. 728. [4]) cf. 473. [5]) cf. 1847. [6]) cf. 717—18. Das Wort sûsterkindekîn bedeutet eigentlich „Schwesterkindchen" und soll wohl eine zärtliche Anrede sein. Zu einer gewissen Zeit im Mittelalter war es Mode zu „flämen", weil die flämischen Ritter die französische Sitte, die damals tonangebend war, wegen der lokalen Nachbarschaft aus erster Hand hatten. [7]) Dass die Bauern denjenigen, der latein spricht, für einen Pfaffen halten (cf. 742), rührt wohl daher, dass der wichtigste Akt des katholischen Gottesdienstes, die Messe, in lateinischer Sprache ausgeübt wird; auch werden wohl sonst die Pfaffen mit lateinischen Brocken viel um sich geworfen haben. [8]) cf. Darstellungen aus Tristan. Bechsteins Ausg. Einl. XVII.

dessen Eigenart und Würze gerade in der ergötzlichen Verschmelzung des Bäuerischen und Höfischen besteht, bei einigen Erscheinungen kaum möglich zu entscheiden, wohin man sie rubrizieren soll, ob unter dieses oder jenes. Die beiden von Natur einander feindlichen und ausweichenden Gesellschaftskreise schneiden sich hier, wie in keinem zweiten Kulturzeugnis. Doch heben sich trotzdem noch einige Züge kräftig genug ab, um eine Sonderung zu ermöglichen; und wo die Herübernahme aus der höfischen Sphäre unverkennbar ist, da thut man gut, den Fall, selbst wenn er in bäuerischem Kreise vorkommt, in der Darstellung des Hoflebens zu verzeichnen, wie bei der im Gedichte geschilderten Hochzeit.

II. Der Ritter.

Die Nachkommen eines siegreich ins Land gedrungenen oder seit uralten Zeiten darin sesshaften und daher mit Vorrechten ausgestatteten Geschlechts, wohnten die Ritter auf hohen Burgen, die meist auf steilen Felsen erbaut waren, um schon durch die Lage gegen feindliche Angriffe jeglicher Art Schutz zu bieten. Die Ritter hatten in der Regel grossen Grundbesitz, den sie entweder von Leibeigenen bebauen liessen oder freien Bauern in Pacht gaben. Sie lebten also im Frieden einzig vom Ertrage ihrer Ländereien. Ihre Hauptbeschäftigung war aber der Krieg, sei es im Heerbann eines grossen Fürsten gegen einen Nationalfeind, sei es unter einander. Auch im Frieden war ihr Hauptaugenmerk auf kriegerische Übungen gerichtet; bei ihren Tournieren nahmen sie es nicht minder ernst, als im wirklichen Kampf, nur dass die feindselige Absicht auf das Leben des Gegners ausgeschlossen war. Ein solches Tournier wird uns nun auch in unserem Buche geschildert,[1]) unter dem belustigenden Hinweis, dass auch die Bauern solche Spiele geübt haben, ohne es freilich darin zu grosser Geschicklichkeit zu bringen.[2]) Die Ritter nun streiten im *buhurd* d. h. Massenkampf oder *tjost* d. i. Einzelkampf zu Ross mit Schild und Lanze gegen einander, und wenn einer den anderen aus dem Sattel gehoben hat, so ist er Sieger; die Frauen sehen von Balkonen oder Tribünen zu und spenden den Tapferen Beifall und Gunstbezeugungen.[3]) Nach dem Kampfe wird getanzt[4]) und zwar teils nach Vokal-,[5]) teils nach Instrumentalmusik.[6]) Eine gar willkommene Person ist der Spielmann, dem Ritter und Edelfrauen viel Ehre erweisen, wenn er erscheint, um ein Musikstück vorzutragen oder zum Tanze aufzuspielen.[7]) Auch der Dichter darf bei solchen Festlichkeiten nicht fehlen, er trägt der vom Tanze ermüdeten Gesellschaft sein neuestes Gedicht vor; an unserer Stelle ist es der Herzog Ernst.[8]) Wer den Sport lieber hat, als Tanz, Spiel und Poesie, wendet sich während dieser Zeit der Erholung von den Waffenproben diesem zu, sei es, dass er bloss mit dem Bogen nach dem Ziel schiesen, sei es, dass er einsam jagen oder sich an einem grossen Treibjagen beteiligen will; *swaz ieglich aller gernest wolte tuon, daz vander* v. 959. Der Ton ist ungezwungen, Frauen und Ritter dürfen ohne Furcht der Minne pflegen; denn sie thun es in Zucht und Ehren.[9]) Die Frauen stehen in der höchsten Achtung und werden von den Rittern mit aller nur erdenklichen Ehrfurcht und Zartheit behandelt. Der Liebende neigt sich gegen den Wind, der aus der Gegend des Aufenthaltes der Geliebten weht.[10]) Die Ehe ist ihnen hochheilig, und das Hochzeitsfest wird mit einer Feierlichkeit begangen, die

[1]) cf. 927—35. [2]) cf. 936—8. [3]) cf. 932. [4]) cf. 940. [5]) cf. 941. [6]) cf. 943 ff. [7]) cf. 945. [8]) cf. 955—7. [9]) cf. 921 ff. [10]) cf. 1461—2.



an die Krönung eines Kaisers erinnert. Da sind alle sieben Hofämter vertreten: Der Marschall, der Mundschenk, Truchsess, Kämmerer, Haushofmeister, Küchenmeister und Brotlieferant.[1]) Eine Mitgift scheint bei den Vornehmen der Bräutigam von der Braut nicht erhalten zu haben, sondern sie erhält umgekehrt von ihm eine Morgengabe, die oft sehr reich ausfällt.[2]) Der Bauer dagegen giebt, wie oben angedeutet ist, seinem Schwiegersohn nach seinem Vermögen eine Mitgift und der Tochter eine Aussteuer, die mitunter so reichlich ist, dass sie das Material teilweis unverarbeitet lange liegen lässt, bis sie es für die Kinder verwerten kann, wie Helmbrechts Mutter das *röckelîn*,[3]) was eigentlich das Zeug zum Rock bedeutet. Die übrigen Züge der uns geschilderten Hochzeit stammen unverkennbar aus dem Bauernleben: Der Priester lässt das Paar mitten in einen Kreis treten, der von den Umstehenden gebildet wird, und weiht die eheliche Verbindung, nachdem seine dreimalige Frage, ob sie sich auch gern haben, bejaht worden ist.[4]) Zum Schluss der Schilderung von dem Trauungsceremoniell erfahren wir noch eine interessante Einzelheit, dass nämlich der Bräutigam der Braut auf den Fuss tritt, eine drastische Hindeutung auf das biblische, „er soll dein Herr sein". Dieser Zug ist ursprünglich nur ein Rechtssymbol, welches eben bezeichnet, dass das Weib dem Manne untergeben sein soll; aus Missverständnis aber ist daraus der Aberglaube geworden, dass derjenige Teil, welcher zuerst dem anderen auf den Fuss tritt,[5]) künftig das Regiment im Hause führen wird. Noch heute herrscht nach der Angabe von Keinz in Baiern und Tyrol auf dem Lande diese Sitte bei der Trauung und ist zur Unsitte ausgeartet Denn anstatt der Feier des Augenblicks und den Worten des Predigers Aufmerksamkeit zu schenken, lauern die Brautleute auf den Zeitpunkt, wo die heilige Handlung vorüber ist, um einander in der Versetzung des Fusstritts zuvorzukommen. Der Ritter ist in der guten Zeit viel zu artig gewesen, um seiner Herzensdame schon am Hochzeitstag zu zeigen, wessen sie sich dereinst von ihm zu versehen habe. Später freilich wurde es auch im Hofleben anders. Als Masslosigkeit in allen Dingen, Lüge, Neid, Verleumdung und Rohheit in die Burgen einbrachen, floh die vielgefeierte Minne, die Schöpferin der feinen Sitte und Förderin der schönen Künste, und an ihrer Stelle wurde der Wein Gegenstand allgemeiner Sehnsucht und Verehrung. Die Ritter kümmern sich nicht mehr um die schönen, edlen Frauen, sondern sitzen bis in die tiefe Nacht und verschwenden ihre Höflichkeit und Zärtlichkeit in ihrem Rausch an die kecken Dirnen im Wirtshause, welche ihnen schnell hinter einander ihre *maser*, d. i. Weinkannen, füllen.[6]) — Während ehedem der ehrliche Mann geehrt gewesen, höhnen ihn jetzt Ritter und Frauen, und der Schalk steht in hoher Gunst.[7]) Dass diese Wandlung zum schlechteren sich wirklich und sichtbar vollzogen hat, darin stimmen alt und jung überein; es ist also hier nicht der Tadel gegen die neue Zeit zu Gunsten der alten, sondern ein zu fest auf Thatsachen beruhendes Urteil, als dass es in dem Vertreter der jüngeren Generation einen Widersacher finden könnte. — Den tiefsten Verfall nun und die gänzliche Entartung des Rittertums illustriert die Figur des Raubritters.

---

[1]) cf. 1536 ff. [2]) cf. 1526 ff. [3]) cf. 166 ff. [4]) cf. 1510—28. [5]) cf. 1533—4. [6]) *vil süeze lîtgebinne, ir sult füllen uns den maser*, v. 1001—2; vgl. dazu über *du* und *ir* die ganze Szene von v. 799—839, besonders 814 und 837. Den Hausherrn sprechen alle Familienglieder mit *ir* an (*ir* so viel wie unser „Sie"), er aber jene mit *du*, so lange er sie als solche anerkennt, andernfalls auch *ir*. cf. 423, 799, 807, 810, 811, 830, 833, 834, 1273, 1277, 1279, 1288. [7]) cf. 990—1019.

III. Der Raubritter.

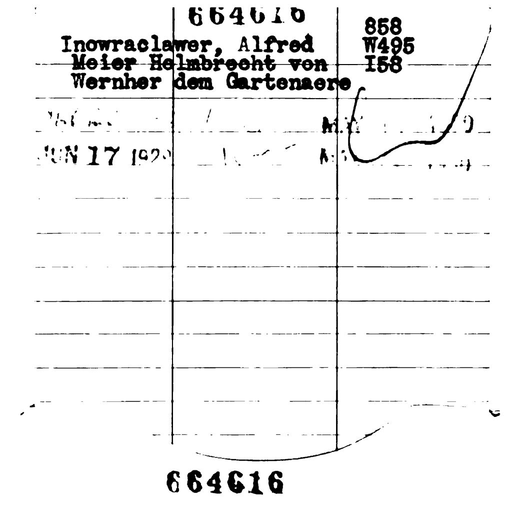
In ihm kreuzen sich beide Stände, Ritter und Bauer. Verarmte, durch Verschwendung und schlechte Wirtschaft heruntergekommene Ritter und reiche, über ihren Stand hinauswollende Bauern, meist in jugendlichem Alter, verbinden sich zum ruchlosen Kampfe gegen die gesellschaftliche Ordnung, gegen Eigentum und Leben. Ihre Züge haben meist die reichen Bauernhöfe zum Ziel,[1]) weil sie mit den eigentlichen Rittern nicht anzubinden wagen.[2]) Von hier treiben sie das Vieh hinweg, das sie dann in der Stadt oder dem Gastwirt, bei dem sie einkehren, um einen Spottpreis verkaufen,[3]) nehmen ohne Ansehen der Person[4]) mit, was nur beweglich ist, Geld und Kleidungsstücke, indem sie einerseits in der Auffindung, andererseits in der Öffnung der Behälter eine wunderbare Geschicklichkeit entwickeln.[5]) Ausserdem lauern sie am Wege dem vorbeiziehenden Kaufmann oder Pfaffen auf,[6]) plündern ihn vollständig aus und lassen ihm oft kaum das Leben. Kommen die Überfallenen noch mit diesem davon, so können sie sich trotz ihrer Nacktheit freuen; denn dieses Glück wird fast niemandem zu teil, der in ihre Hände geraten ist,[7]) wenn ihm nicht gerade unverhofft Hilfe kommt.[8]) Entweder sie morden oder verstümmeln, oder sie entehren, wenn die Opfer Weiber und Mädchen sind.[9]) Sie treiben Raub, Mord, Brandstiftung, Unzucht, ohne gereizt, aber auch lange ohne gezüchtigt zu werden. Der Arm der Gerechtigkeit kann sie nicht so leicht erreichen, weil ihre Schlupfwinkel und die Schauplätze ihres Treibens weitab von der Heerstrasse liegen. Nach ihrer endlichen Ergreifung werden sie zunächst moralisch bestraft, wenn man bei so verworfenen Menschen überhaupt noch von der Möglichkeit moralischer Einwirkung reden darf, indem ihnen der bei ihnen vorgefundene Diebstahl auf den Rücken gepackt wird, in welchem Aufzuge der Scherge die Verbrecher unter dem Hohn und Schimpf der zulaufenden Menge vor Gericht führt.[10]) Was uns das Gedicht über den Richter lehrt, ist keineswegs geeignet, uns von dem Stande in jener Zeit eine hohe Meinung beizubringen: Er wird parteiisch und bestechlich genannt, so dass er einen freigebigen Wolf freisprechen würde, selbst wenn dieser allen Leuten das Vieh gewürgt hätte.[11]) — Das geraubte Gut fällt nach der Hinrichtung des Räubers, wenn binnen Jahr uud Tag niemand einen Rechtsanspruch darauf geltend machen kann, dem Richter zu.[12]) Auch der Scherge oder Henker geniesst ein Privilegium, nämlich den zehnten von den hinzurichtenden Verbrechern frei zu geben oder sonst mit ihm nach Gutdünken zu verfahren.[13]) Er darf ihn z. B. blenden oder sonst verstümmeln, wenn er eine besondere Rache an ihm nehmen will, sei es aus sittlicher Entrüstung über seine Schandthaten, sei es aus Wut über das lange erfolglos gewesene Fahnden auf ihn. Das Blenden ist im Mittelalter allgemein die Strafe für Diebe und Räuber, ebenso das Abhauen von Hand und Fuss als denjenigen Gliedmassen, die beim Stehlen und Morden am meisten thätig sind; mitunter geschieht beides, wie dem Helden unserer Geschichte.[14]) Eine solche Strafe ist natürlich viel härter, als der Tod, da sie ein elendes, schmachvolles Leben nach sich zieht, wenn der Verstümmelte nicht seinen Wunden erliegt.[15]) Vor der Hinrichtung muss der Verbrecher seine Sünden beichten[16]) und das Abendmahl empfangen, um nicht ganz

[1]) cf. 366 ff., 660 ff., 1122 ff. [2]) cf. 951 ff. [3]) cf. 450—2, 456—7, 1176. [4]) cf. 1196 ff. [5]) cf. 1206 ff. [6]) cf. 1035, 1070—6, 1329 ff. [7]) cf. 1029—34, 1242 ff. [8]) cf. 1859—60. [9]) cf. 1865. [10]) cf. 1656 ff. [11]) cf. 1672—5. [12]) cf. 1668. [13]) cf. 1679—81. [14]) cf. 1688—91; ferner 1314, ironische Ausdrucksweise; 1316 und 1322. [15]) cf. 1698—1702. [16]) cf. 1902.

der Verdammnis anheimzufallen.[1]) In Ermangelung eines Priesters, was wohl immer bei Akten der Lynchjustiz der Fall ist, wird dem Unglücklichen Brot, auch wohl ein Stück Erde oder Gras als Symbol des Leibes Christi in die Hand gegeben.[2]) Der Körper des Gerichteten wird entweder den Geiern und Raben zum Frass überlassen,[3]) oder, nach dem Eintritt einer milderen Praxis, auf einem eigens zur ewigen Verbrecherherberge bestimmten Platz verscharrt. — Dagegen geht man mit denjenigen, die eines ehrenhaften oder natürlichen Todes gestorben sind, auch im Mittelalter sehr pietätvoll um. So lange sie nämlich im Totenzimmer liegen, werden sie von jedem Eintretenden mit einer Weihrauchpfanne,[4]) die neben dem Sarge steht, beräuchert, eine Sitte, die nach dem Zeugnis von Keinz noch heute in Süddeutschland beobachtet wird. Nach der Bestattung beginnt die Trauer, welche ein volles Jahr[5]) umfasst.

---

[1]) cf. 1907—8. [2]) cf. Lambels Anm. zu 1905. [3]) cf. 1302. [4]) cf. 1306 u. 1311. [5]) cf. 1309.



664616
Inowraclawer, Alfred
Meier Helmbrecht von
Wernher dem Gartenaere
858
W495
I58



